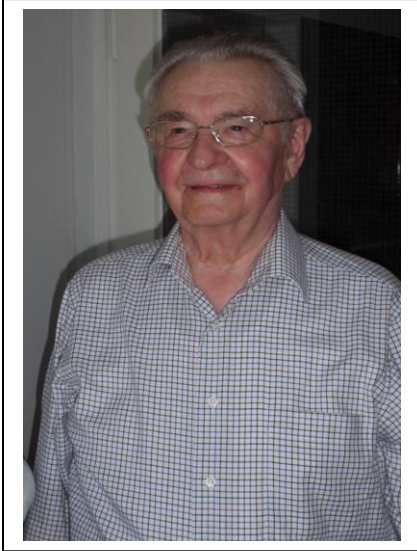


Unsere Zeitzeugen berichten

Wilhelm Liebe Jahrgang 1927

Teil 2



Ab 6. Juni 1944 waren die englischen und amerikanischen Streitmächte an der Küste der Normandie gelandet. Alle verfügbaren Kräfte unserer Einheiten wurden eingesetzt, um die Landung zu stoppen, auch die Flakeinheiten, in denen wir ausgebildet werden sollten. Nach Tagen des Wartens auf den Abstellgleisen südlich von Paris kam der Befehl zur Umkehr. Die Fahrt ging zurück nach Deutschland und weiter gen Osten zu unserem Ausgangspunkt nach Zichenau, dem Standort meiner Einheit.

Wir fuhren wieder durch meine Heimatstadt Landsberg, denn das war die Strecke der Ostbahn, einer Bahn, auf der viele Zehntausende Soldaten transportiert wurden. Alle folgten den Befehlen bedingungslos. Das eigene Ich zählte nichts. Das wurde uns schon seit dem zehnten Lebensjahr eingebläut. Verweigern konnte man sich nicht.

Auf jeden Fall waren wir erst einmal froh, von der Westfront abgezogen worden zu sein. Es begannen sehr harte Kämpfe mit hohen Verlusten auf beiden Seiten. Langsam, aber stetig, mussten sich die deutschen Truppen der Übermacht beugen, und der Rückzug begann an allen Fronten im Westen.

Da nun das geplante Vierteljahr der Arbeitsdienstzeit vorüber war, stand die Entlassung meiner Einheit an. Nach etwa vier bis fünf Wochen stand dann gewöhnlich die Einberufung zur Wehrmacht an. Überraschend erhielten wir drei Tage Urlaub, um unsere Zivilsachen zu holen. Zum großen Erstaunen meiner Eltern und meiner Schwester war ich plötzlich zu Hause. Sie nahmen ja an, ich sei im Westen. Montag bis Mittwoch – das waren meine Urlaubstage. Langeweile gab es nicht. Es waren schöne Sommertage und für mich viel Arbeit. Montag war die Heuernte zu bewältigen. Dienstag war Schlachttag in Landsberg, der mir immer viel Spaß bereitete. Und der Mittwoch war für Arbeiten vorgesehen, für die man eine männliche Arbeitskraft benötigte. Der Donnerstag war dann der Abreisetag mit dem Gedanken, in einer Woche wieder zu Hause zu sein. Ich war ganz sicher, dass es klappen wird, denn am 11. Juli wollte ich mit meiner Freundin den 18. Geburtstag feiern. Einen Tag später, am 12. Juli, hatten meine Eltern Silberhochzeit. So fiel der Abschied nicht schwer, denn ich wäre ja in acht Tagen wieder daheim. Leider sah die Wirklichkeit anders aus.

Da auch die Ostfront ins Wanken geriet und die Russen bis auf 30 km zu uns vorgedrungen waren, wurde unsere Entlassung gestrichen. Unsere Einheit war als Ersatzreserve 1 zum Einsatz vorgesehen. Wir schickten also unsere Zivilsachen zurück. Die Enttäuschung war groß: keine Geburtstags- und keine Silberhochzeitsfeier. Der normale Dienstbetrieb ging weiter. Wir erhielten eine besondere Ausbildung im Gelände mit scharfer Munition sowie im Panzerfaustschießen. Es vergingen Wochen und Monate. Die Front hatte sich stabilisiert. Zwar hörte man den Donner der Geschütze und die Russen besuchten uns mit kleinen Aufklärungsflugzeugen und schreckten uns mit ihren Bomben aus

dem Schlaf, aber sonst passierte nicht viel. Ich arbeitete wieder in der Küche und organisierte die Essensvorbereitung und -ausgabe. Eines Tages, es war Sonntag, die Abteilung hatte die Mahlzeit hinter sich, begab ich mich zu meinem Trupp und traf dort den Abteilungsführer, den Hauptmann. Wie üblich machte ich meine zackige Ehrenbezeugung. Trotzdem hielt er mich an und erklärte mir, dass er mich als länger Dienenden beim Arbeitsdienst behalten wolle, obwohl meine Abteilung in Kürze entlassen würde. Ich lehnte das nicht ab, verknüpfte meine Zusage jedoch damit, meine Gesellenprüfung ablegen zu dürfen, da man mich vier Wochen vor dem Prüfungstermin einberufen hatte. Er stimmte einem Sonderurlaub von 10 Tagen zu.

Mit Freuden trat ich den Urlaub an und konnte am 24.10.44 meine Gesellenprüfung für das Fleischerhandwerk in Landsberg ablegen. Ich musste meine gesamte Ausrüstung – auch die Waffe – mitnehmen, weil die Lage an der Front angespannt war. Obwohl die Züge in Frontnähe nicht planmäßig fuhren, traf ich meine Einheit noch an. Auf dem Weg dorthin war der Himmel in Richtung Front rötlich erleuchtet und lautes Grollen war weit und breit zu hören. Aber das war schon zur Gewohnheit geworden.

So verliefen die Wochen ohne besondere Vorkommnisse und die Kriegsweihnacht 1944 stand vor der Tür. Seit dem 3. März 1944 war ich nun schon bei der Arbeitsdiensteinheit 6/392 Zichenau (Süd-Ostprien), etwa 100 km nordöstlich Warschau, eingezogen. Die Kriegsweihnacht 1944 musste ich fern von der Heimat, fern von Eltern, Schwester, Jugendfreunden und meiner Freundin erleben. Am Vorabend des Heiligen Abends erhielt ich Order, am kommenden Morgen ebenfalls zum Morgenappell anzutreten. Während meiner Tätigkeit in der Küche brauchte ich dies normalerweise nicht. Nach der Ausgabe der Parole und der Flaggenhissung wurden drei Namen aufgerufen, darunter auch meiner. Zusammen mit den beiden Kameraden stand ich vor der Abteilung. Wir wurden zum Obervormann befördert und waren stolz darauf. Außerdem hatte ich dienstfrei und durfte an diesem Tag die Küche nicht mehr betreten. Dafür hatte ich den Auftrag, zusammen mit einem Kameraden einen Tannenbaum zu besorgen. Wir befanden uns in dem von uns besetzten Gebiet und mussten mit Feindeinwirkung durch Partisanen rechnen. Bewaffnet mit dem Gewehr und einer Axt fuhren wir mit dem Fahrrad etliche Kilometer, bis wir im verschneiten Wald den richtigen Baum in der richtigen Größe fällen konnten und beeilten uns, die etwas beschwerliche Rückfahrt anzutreten. Wir meldeten uns ohne besondere Vorkommnisse in der Abteilung zurück.

Spärlich schmückten wir den Baum mit Lametta und Äpfeln, die aus der Verpflegung und den Feldpostpäckchen von zu Hause stammten. Den Heiligen Abend haben wir drei Beförderten mit den Truppführern (Unteroffizieren) und Feldmeistern (Offizieren) gefeiert. Es floss außer der gewöhnlichen Verpflegung reichlich Alkohol, und am Ende waren wir alle per du. Mit gelöster Zunge sangen wir Weihnachtslieder. Der Alkohol sollte uns ablenken und unsere Gedanken an ein Weihnachten zu Hause verdrängen. Wir waren ja erst 17 Jahre alt und schon Soldaten, und es war Krieg. Keiner wusste, ob und wann es wieder einmal Urlaub gibt. Die klaren Nachthimmel mit den Sternen und dem Mond ließen Heimweh aufkommen. Am nächsten Tag war die Wirklichkeit wieder präsent und die Vorgesetzten wurden mit „Sie“ angesprochen.

Ab dem 2. Feiertag gab es Alarm. In der Ferne hörte man die Front. Einen Tag später, am 27.12.44, wurden wir auf die Bahn verladen und landeten in einem kleinen Ort nahe Steinau an der Oder (heute Polen), in Kunzendorf. So waren wir vor dem Zugriff der Roten Armee zunächst gerettet. Zum Jahreswechsel 1944/45 waren wir sehr erbärmlich bei einer SS-Einheit in Kunzendorf untergebracht. Betten gab es nicht. Jeder lebte aus dem Tornister (Affe genannt). Die Schlafstätte war ein

Strohlager mit 20 bis 25 Mann in einem Raum. Mein Job war die Küche, das heißt, die Feldküche unter freiem Himmel. Um 7:00 Uhr morgens sollte der Kaffee für die Truppe fertig sein. Häufig musste ich mir zuerst den Weg vom Schnee frei schippen, um an die Küche heranzukommen. Befeuert wurde die Feldküche mit Holz und Kohlen. Alles war nass und kalt, und ich war froh, wenn das Feuer brannte. Schnee und Kälte setzten mir arg zu. Nach einigen Tagen tat ich den Obersten wohl leid, und so wurde ein Dach über meine Arbeitsstätte gebaut. Das war angenehm. Pünktlichkeit war wichtig: Kaffee 7:00 Uhr, Mittagessen 12:00 Uhr, Abendessen 18:00 Uhr. Weil ich alles so selbstverständlich und pünktlich schaffte, erhielt ich für meinen Einsatz lobende Worte und 10 Tage Sonderurlaub. Das war eine große Überraschung, denn ich erfuhr erst einen Tag vor Beginn des Sonderurlaubs davon, bekam einen Urlaubsschein und eine Fahrkarte.

Die Fahrkarte war allerdings anscheinend für den D-Zug nicht gültig. Da ich den schnellsten Zug genommen hatte, musste ich mich mit dem Schaffner auseinandersetzen und sollte am nächsten Bahnhof aussteigen und mit einem Personenzug weiterfahren. Der Zug war voller Landser. Sie ergriffen für mich Partei und veranlassten, dass der Schaffner verschwand und nicht noch einmal kontrollierte. Die Kameradschaft war groß, und obwohl man sich nicht kannte, trat einer für den anderen ein. So war ich einige Stunden früher zu Hause als geplant. Der Winter hatte mit Schnee und Kälte alles fest im Griff, und es war schön, ein paar Tage der Geborgenheit zu spüren. Über den Zustand unserer Unterbringung bei der Truppe sprach man nicht mit den Angehörigen, um sie nicht zu belasten. In meinem Heimatdorf kannte jeder jeden. Es sprach sich schnell herum, wenn ein Urlauber eingetroffen war. Treffpunkt war abends die Dorfgaststätte. Man spürte, wie sehr man miteinander verbunden war. Das war Heimat.

Mein Urlaub war mit der Abfahrt des Zuges aus Landsberg Richtung Küstrin am 18. Januar 1945 beendet. Ich stieg in Küstrin um und fuhr weiter in Richtung Süden nach Steinau an der Oder. Unterwegs gab es in einer Stadt Fliegeralarm. Alle mussten die Züge verlassen und Schutzräume aufsuchen. Ich entschloss mich, im Zug zu bleiben und erst einmal abzuwarten. Die Ruhe um mich herum und das angespannte Lauschen auf Flugzeuggeräusche ließen mich in einen tiefen Schlaf versinken. Nach etwa einer Stunde war Entwarnung, und die Fahrgäste kamen zurück. Auf jeden Fall hatte ich meinen Platz sicher, denn in dieser Zeit waren alle Züge mit Soldaten und Zivilisten überfüllt. Der Zug setzte seine Fahrt fort, es wurde dunkel. Wegen der völligen Verdunkelung konnte ich die Namen der Bahnhöfe, an denen der Zug hielt, nicht erkennen. Und so kam es, wie es nicht kommen durfte: Ich verpasste in Steinau das Aussteigen. Das bemerkte ich erst, als der Zug über die Oderbrücken mit viel Lärm holperte. Voller Entsetzen war ich auf einmal hellwach und überlegte, was zu tun wäre. Ich musste um 24 Uhr bei meiner Einheit sein. Ein Aussteigen war unmöglich. Keiner wusste, wann der Zug wieder halten würde. Nach einer für mich unendlich langen Zeit von etwa 2 Stunden hielt der Zug in Glogau, ein Name, den ich nie vergessen werde. Schnell verließ ich den Zug. Mein Weg führte mich zur Bahnhofs-Kommandantur. Dort meldete ich mich und hatte Glück im Unglück: Durch den Fliegeralarm waren alle Fahrpläne der Bahn durcheinander geraten. Es kam kurz darauf ein verspäteter Zug aus Dresden, mit dem ich die Rückreise antrat. Aber diesmal verpasste ich das Aussteigen nicht. 8 bis 9 km Fußmarsch durch die kalte schneereiche Winternacht bei hellem Mondschein lagen noch vor mir. Ich schaffte es und war etwa eine Viertelstunde vor 24 Uhr bei meiner Einheit. Im Krieg galten besondere Gesetze, und ein Überschreiten der Urlaubszeit hätte mir mindestens drei Tage Arrest eingebracht – Glück gehabt.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann